

Meinung | 21.02.10 | Gesellschaft

Gut, dass wir uns fremd geworden sind!

Distanz ist in unserer urbanen Welt eine wichtige Ressource geworden, weil wir den ganzen Tag mit Fremden zu tun haben. Gemeinsam einsam zu sein ist keine Bedrohung, sondern Voraussetzung für das Zusammenleben in der modernen Gesellschaft. Denn darauf gründet sich unsere Vorstellung von Solidarität. *Von Armin Nassehi*



New York

Foto: picture-alliance

Ich war froh, den ICE nach Frankfurt noch bekommen zu haben – meine S-Bahn von zu Hause hatte Verspätung, der Münchner Hauptbahnhof war voller Leute, zwischen denen ich mich durchschlängeln musste, und mein Sitzplatz befand sich in einem der vorderen Wagen des Doppelzuges. Ich musste fast ans Ende des Bahnsteigs laufen, bis ich den passenden Wagen fand, meinen Sitzplatz einnehmen und mich nach dieser hektischen Reise vor der Reise endlich für die nächsten Stunden häuslich niederlassen konnte. Bevor ich meine Tasche in der Gepäckablage verstaute, nahm ich noch einige Unterlagen heraus. Denn ich war auf dem Weg zu einer größeren Veranstaltung, bei der ich über die Bedeutung des sozialen Gedächtnisses sprechen sollte.

Der Vortrag war noch nicht ganz fertig, und ich wollte noch an meinen Karteikarten feilen, auf denen ich Stichpunkte festhalte, um mich selbst durch die Rede zu führen. Von dem, was um mich herum geschah, nahm ich praktisch keine Notiz. Die Arbeit ging gut von der Hand, und ich kam schneller voran, als ich dachte. Das ist meist so, weil ich doch besser vorbereitet bin, als ich es mir selbst eingestehe. Vielleicht hat die Arbeit an den Karten auch nur eine Art Alibifunktion, vielleicht braucht mein Gehirn die Gewissheit, dass ich mich noch einmal mit den Dingen beschäftigt habe, um mich dann mit den Gedanken zu überraschen, die ich für den Vortrag brauche.

"Können Sie bitte kurz auf meine Tasche aufpassen, junger Mann? Ich muss kurz verschwinden." Dieser Satz riss mich aus meinen Gedanken. Ich hatte die ältere Dame neben mir noch gar nicht bewusst wahrgenommen. Sie schälte sich umständlich aus dem Sitz und verschwand in Richtung Zugtoilette. Jetzt erst bemerkte ich auch den gestresst

wirkenden Mann, der an unserem Vierertisch mir gegenüber, ebenfalls am Fenster, saß und offenbar unter großem Zeitdruck Daten in seinen Laptop eingab, sowie neben ihm eine junge Frau, die eine Textkopie mit einem Textmarker traktierte. Auch diese beiden schienen durch die Bitte der älteren Dame auf die Mitreisenden aufmerksam geworden zu sein. Der arbeitende Mann blickte nur kurz auf, seine Augen signalisierten "Alles okay!" und wendeten sich wieder dem Bildschirm zu. Die junge Frau schaute sehr genau hin, mit wem sie da am Tisch saß, vermied aber jeglichen Blickkontakt. Auch ich hatte keine Lust auf Kommunikation, setzte ein neutrales Gesicht auf und kümmerte mich aktiv darum, möglichst passiv zu wirken.

Vertraute Anonymität

Man kann in solchen Situationen am eigenen Verhalten ablesen, dass es tatsächlich eine Aktivität ist, die anderen wahrzunehmen, aber nicht an diese Wahrnehmung anzuschließen. Wir saßen also da als Fremde und blieben es auch, nicht weil wir uns ignorierten, sondern gerade weil wir uns nicht ignorierten. Die ältere Dame kam wieder zurück zu ihrem Platz und bedankte sich sehr freundlich. Auch hier reichte mein ebenso freundlicher wie unverbindlicher Blick, um einerseits den Takt zu wahren, andererseits zu zeigen, dass der Dank nicht unbedingt der Beginn eines Gesprächs sein musste. Der Blick der jungen Frau – ich nehme an, sie war eine Studentin – traf kurz den meinen, nun etwas freundlicher als zuvor, wohl um zu signalisieren, dass sie es sehr schätzte, dass es nicht zu einem Gespräch kommen würde. Der arbeitende Mann hatte sehr wohl gehört, aber so deutlich nicht reagiert, dass dies deutlicher war als jedes ausgesprochene Wort.

In der Folgezeit kam es immer wieder zu kleinen Blickkontakten zwischen uns vier Personen am Tisch, aber nicht zu mehr. Irgendwie hatte sich eine Art gegenseitigen Einverständnisses etabliert, dass man einander in Ruhe ließ, ohne dass dies gesagt werden musste. Dieses Einverständnis ermöglichte dann mit der Zeit freundliche Blicke und recht risikofreie Formen des Umgangs miteinander. Ich gewann das Gefühl, letztlich nicht mehr auf die anderen achten zu müssen, weil das irgendwie von selbst ging. Fast entstand so etwas wie Vertrauen – das aber vermutlich sofort verschwunden wäre, wenn man es hätte benennen müssen.

Warum lohnt es sich, diese Alltagssituation zu erzählen, die letztlich jeder kennt? Weil wir viel zu wenig zu schätzen wissen, dass man in dieser Gesellschaft ohne großes Misstrauen fremd bleiben kann. Fremdheit wird landläufig zunächst mit Bedrohlichem assoziiert, mit etwas, das wir nicht kalkulieren können, weshalb wir möglichst genau hinsehen müssen, so, wie man sich die biologische und evolutionäre Funktion von Angst vorstellt: als besonderes Aufmerksamkeitsmanagement Unbekanntem, Unkalkulierbarem, also potenziell Bedrohlichem gegenüber. Exakt das Gegenteil freilich ist in der geschilderten Situation der Fall: Wir vier sehr unterschiedlichen Leute am Tisch eines ICE-Großraumwagens waren uns zwar fremd, aber es bestand kein Grund für Angst, weil diese Fremden zwar fremd waren, aber überhaupt nicht unkalkulierbar. Deshalb war es möglich, sie eben nicht mit dem natürlichen Reflex des genauen Abscannens ihrer Bewegungen auf unterstellte Absichten oder gar Drohgebärden zu taxieren. Sie konnten sogar geradezu unsichtbar bleiben, bis die ältere Dame darum bat, auf ihre Sachen aufzupassen.

Den ganzen Tag mit Fremden zu tun

Das ist genau besehen ein unnatürliches Verhalten, wenn man die evolutionäre Funktion von Angst und Bedrohtheitsgefühl ins Kalkül zieht. In der Tat ist es das Ergebnis eines zivilisatorischen Standards, den man kaum hoch genug schätzen kann: dass wir vielen Menschen begegnen, die wir nicht kennen, auch nicht kennen müssen oder wollen, deren Handlungen aber gerade deswegen koordinierbar beziehungsweise koordiniert sind. Dass wir vier auf Kommunikation verzichteten, ist keineswegs ein Zeichen mangelnder sozialer Beziehungen, sondern Ausdruck jener starken sozialen Beziehung, die in Zügen und anderen öffentlichen Verkehrsmitteln, auf öffentlichen Plätzen, auf der Straße, in Parks oder an anderen allgemein zugänglichen Orten die vorherrschende ist: Indifferenz.

Wer hier auf den ersten Blick einen Mangel an menschlicher Nähe und Interesse der Menschen untereinander assoziiert – so die gängige Kritik am großstädtischen, modernen Leben, das die angebliche soziale Nähe der alten Welt verloren habe –, sollte einen zweiten Blick wagen! Geht man mit offenen Augen durch den normalen Alltag, wird man feststellen,

dass man es quantitativ gesehen hauptsächlich mit Fremden zu tun bekommt – in der U-Bahn, auf dem Gehweg, im Aufzug, in Geschäften, auf Ämtern und an Arbeitsplätzen mit Kundenverkehr. Aber nicht der quantitative Befund ist das Entscheidende, sondern die Tatsache, dass wir uns daran gewöhnt haben, es gewissermaßen den ganzen Tag über mit Personenschablonen zu tun zu haben, die nicht als konkrete Personen erscheinen, sondern entweder nur als Körper, an denen man vorbeikommen muss, oder als Träger von Rollen, auf die man verwiesen ist, ohne aus der Anonymität des konkreten Rollenaspekts heraustreten zu müssen. Wir halten das für selbstverständlich, weil Fremdheit und Indifferenz eine wesentliche Ressource für unser Zusammenleben in Ballungsräumen bilden. Wir schätzen es, dass wir den Lokführer und den Flugkapitän, unseren Postboten oder Müllmann und die Apothekerin nicht näher kennen müssen. Wir nehmen letztlich das Privileg in Anspruch, in Ruhe gelassen werden zu können. Und es ist vermutlich eine der größten Errungenschaften des modernen, vor allem des städtischen Alltags, auf unmittelbare soziale Kontrolle weitgehend verzichten und stattdessen auf Fremdheit setzen zu können.

Anonymität der Großstadt als bürgerliches Privileg

Das heißt übrigens nicht, vertraute Beziehungen abzuwerten – ganz im Gegenteil. Vertrautheit und Nähe haben erst in einer Gesellschaft Informationswert, in der die meisten Beziehungen eher anonymer Natur sind. Im Gegenzug zur stärkeren Anonymisierung der Gesellschaft bekommen nahe Beziehungen eine erheblich größere Bedeutung – man denke etwa an die emotionalen Erwartungen an Liebes- und Ehepartner, die es so in früheren Gesellschaften nicht gegeben hat. An die wenigen im Nahbereich werden die emotionalen Erwartungen größer – so wie sie an alle anderen eher kleiner werden.

Die Urbanität der Städte lebt vom bürgerlichen Privileg, in Ruhe gelassen werden zu können. Nur in Städten kann es gelingen, Hunderten von Fremden zu begegnen und niemanden von ihnen bedrohlich zu finden. Nur in Städten kann man wirklich allein sein – weil so viele andere da sind. Nur in Städten bleibt man unbeobachtet – weil der andere eben ein Fremder ist. Wie weit eine Gesellschaft das Privileg zulässt, in Ruhe gelassen zu werden, kann letztlich als Maß für Modernität herangezogen werden. Merkwürdig ist deshalb, dass Fremdheit und Distanz, Indifferenz und emotionale Neutralität in dem angedeuteten Sinne eine traditionell schlechte Presse haben. Die Geschichte der modernen Sozialutopien ist voll von Erzählungen, die das Gegenteil von Fremdheit und Indifferenz postulieren – und zwar von rechts wie von links. Die Verbrüderungsforderung der Nation will aus Unbekannten Volksgenossen oder wenigstens Landsleute machen.

Distanz als Ressource

Tatsächlich setzen die meisten Formen organisierter Solidarität in modernen Gesellschaften die Ressource Fremdheit nicht außer Kraft, sondern zehren von ihr. So unterstützt der Sozialstaat nicht konkrete Menschen, die er kennt und schätzt, sondern Anspruchsberechtigte, deren Anspruch ohne Ansehen der Person gilt. Wessen Haus abbrennt, der bekommt seine Hilfe nicht von den Genossen aus der Nachbarschaft, mit denen er zuvor eine enge symbiotische Lebensform ohne Abweichungsmöglichkeit pflegen muss, sondern zunächst durch die Feuerwehr und dann durch seine Versicherungsgesellschaft. Von den Instanzen des Staates wie administrativen Bürokratien, Polizeidienststellen oder Sozial-, Jugend- und Versorgungsämtern erwarten wir als Bürger ein Verhalten, das auf "moralischer Anonymität" beruht. Das Fazit lautet also: Solidarität in unserer Gesellschaft ist gegründet auf Fremdheit – und deshalb ist Fremdheit als kulturelles Gut zu schützen!

Unsere Vierertisch-Begegnung war eine wirklich banale Konstellation – sie findet täglich hunderttausendfach statt. Dass wir vier so geübt indifferent miteinander umgegangen sind, lag schlicht daran, dass es in einer Gesellschaft stattfand, die sich an solche Formen der Distanz nicht nur gewöhnt hat, sondern sie als Ressource verwendet – auch wenn wir liebevoll das Pathos von Solidarität, gemeinsamer Betroffenheit und Gemeinwohl pflegen. Gelungen sind Lebensformen wie die unsere freilich erst dann, wenn es gelingt, dies in der Realität umzusetzen als Solidarität unter Fremden, als eine Betroffenengemeinschaft von Fremden, als Gemeinwohl für Fremde.

Der Autor, geboren 1960 in Tübingen, ist Professor für Soziologie an der Ludwig-

Maximilians-Universität in München. Der vorliegende Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch. Armin Nassehi: "Mit dem Taxi durch die Gesellschaft. Soziologische Storys"; Murmann-Verlag Hamburg, 220 Seiten, 19,90 Euro

© Axel Springer SE 2014. Alle Rechte vorbehalten